

verabscheute schamlose Lüsternheit noch mehr als unnötiges Blutvergießen. Die Vernichtung von Unschuld quälte sein Herz noch viel stärker als eine Kugel aus dem Gewehr. Das wusste er, und er wusste genauso, was er in Kürze sehen würde, denn Grabanda hatte ihm seine Grausamkeit schon oft genug vorgeführt.

Prinz Yoe öffnete sein Buch mit den heiligen Schriften. Vielleicht könnten die Theravada-Schriften ihn für einen Moment vergessen lassen, dass er einen Geächteten namens Grabanda in seinen Diensten hatte, einen Führer von aufständischen Mördern.

Es dunkelte bereits, obwohl der Nachmittag noch nicht vorbei war. Angela zog ihre durchnässte Decke enger um sich. Sie war hungrig. Den ganzen Tag hatten sie nichts zu essen bekommen, weil der lethargische Koch nicht in der Lage gewesen war, ein Feuer zu entfachen. Ihre letzte Mahlzeit war eine nicht gerade üppige Portion kalten Breis gewesen, ihr Frühstück, bevor sie in aller Herrgottsfrühe aus Cherrapungi aufgebrochen waren.

Und jetzt hockten sie hier in diesem Unwetter mit der Gefahr im Nacken, jeden Augenblick von einer Steinlawine überrollt zu werden. Angela kam es vor, als ob sich Gottes geballter Zorn über ihnen entladen würde. Sie sah, dass Felicity weinte. Ihre Tränen schienen Angela angesichts der Wassermassen, die auf sie hinuntergingen, genauso unnötig wie der kranke Humor, mit dem Reverend Quentin der ganzen erbärmlichen Situation begegnete.

»Weine nicht, Felicity«, sagte Angela und streckte eine Hand tröstend nach ihr aus.

»Ich fühle mich wie beim Auszug aus Ägypten. Vater und Mutter mögen ja ihr Vertrauen in Gott setzen, aus dem uns alles zufließt, aber was mich angeht, ist das Einzige, was ich hier fließen sehe, der Monsun.«

Angela konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, der armen Felicity blieb nichts erspart.

»Du hast wirklich Glück«, fuhr Felicity fort, »du kannst nach Mandalay gehen und einen netten, gut aussehenden Mann heiraten.«

»Ja, Matthew ist zweifellos nett, aber nicht unbedingt gut aussehend. Obwohl er ganz anziehend ist, sobald er seine Brille absetzt. Aber das ist nicht wichtig, wichtig ist nur sein unendlich freundliches Wesen und seine Warmherzigkeit.«

»Erzähl mir noch einmal, wie ihr euch kennen gelernt habt«, forderte Felicity sie eifrig auf, während sie sich enger an ihre Gefährtin kuschelte.

Angela musste lachen. »Meine liebe Felicity, ich habe dir schon hundertmal von Matthew und mir erzählt, das muss dich doch langsam langweilen.«

»Nein, ich bin mir nur selbst überdrüssig. Ich werde wahrscheinlich einen Chinesen heiraten. Ich werde niemals jemanden auf einer romantischen Schiffsreise nach Bombay kennen lernen.«

»Das Schiff war ziemlich überfüllt und laut. Onkel Adrian Hawes ließ niemals einen Zweifel daran, dass er mein Begleiter und Anstandswauwau war, der mich ausschließlich zu meinem Vater und nicht in die Arme eines ›jungen Schnösels‹, wie er sich ausdrückte, bringen sollte.« Angela lächelte in Gedanken an ihren Onkel Adrian, der vor der Fahrt nach Mandalay in England gewesen war und nach seinem wohlverdienten Urlaub in Bath auf einmal zehn Jahre jünger ausgesehen hatte. Ein lieber Mann, dachte Angela. Und auf jeden Fall war er so nett gewesen, ein Wort für den ›Schnösel‹ Matthew einzulegen, als der sich um eine Stelle in Mandalay beworben hatte. Und da

waren sie beide nun, in Mindon Mins Märchenstadt, über die Angela aus Matthews Briefen so viel gehört hatte.

»Du wirst schon lange in Mandalay sein, bevor ich Peking erreicht habe. Ich wünschte, ich könnte mit dir nach Mandalay gehen.«

»Ich werde nicht direkt nach Mandalay gehen«, sagte Angela. »Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich zuerst meine Tante Lydell in Loloï besuchen werde. Ich muss zu ihr, sie ist schließlich die Schwester meiner Mutter. Ich werde einige Zeit bei ihr bleiben, und dann werde ich auf dem Irrawaddy hinunter nach Mandalay reisen. Das wird aufregend – genauso aufregend wie deine Reise nach China, um am Hof des Kaisers Kuang Hsu empfangen zu werden. Lass dich nicht so hängen, Felicity, wir alle sind wegen dieses fürchterlichen Wetters deprimiert. Sobald wir aus den Bergen heraus sind, werden wir schneller vorankommen. Immerhin sind wir nicht auf See, wo uns außer dem Regen auch die Wellen zu schaffen machen würden.«

»Denk nur mal an das Gerede meines Vaters!«, erwiderte Felicity bitter.

»Ach, komm jetzt, es wird einem ja ganz elend, wenn man dich so reden hört. Felicity, das Leben ist nicht so furchtbar schlimm.«

Felicity rückte näher und schaute sie mit glühenden Augen an: »Wenn ich dir sagen würde, dass ich meine Eltern hasse, wärst du dann sehr entsetzt?«

Angela zögerte. »Nein ... nein, ich glaube nicht. Das kann ich wirklich nicht beurteilen. Ich kannte meine Eltern kaum – meine Mutter starb, als ich sechs war, und mein Vater schickte mich kurz darauf ins Internat nach Bath. Ich sah ihn in den folgenden Jahren dann nur unregelmäßig, wenn er seinen Heimaturlaub in England verbrachte ... ja, und dann starb er, kurz nachdem ich nach Delhi gekommen war, um bei ihm zu leben.« Sie zuckte die Schultern, ihre grünen Augen glänzten wehmütig. »Ich habe also wenig Erfahrungen mit familiären Beziehungen.«

»Weißt du, sie haben mich nie haben wollen. Ich war nur ein Unfall, kam viel zu spät in ihr Leben. Ich habe sie mal darüber reden hören. Lass mich mit dir nach Mandalay kommen, bitte, Angela!«

»Das geht doch nicht. Sei nicht kindisch.« Angela lächelte sie an und tätschelte ihr beruhigend die Hand. »Du wirst ganz sicher bald einen gut aussehenden jungen Mann treffen, in den du dich Hals über Kopf verliebst.«

»Einen Chinesen!«, schnaubte Felicity mit einem bitteren Lachen. Ihr junges Gesicht war ein Bild des Jammers. Angela empfand plötzlich tiefes Mitleid mit ihr, zumal sie auch wusste, dass Mr. Quentin seiner Tochter sogar jeden Blick in den Spiegel verbot, aus Angst, sie könne der Todsünde der Eitelkeit verfallen.

Garabandas Kugel prallte von dem überhängenden Felsen ab. Der Querschläger verfehlte den Prediger nur knapp. Felicity schrie, die Träger brüllten etwas von ›*Shaitans*‹, und alle sprangen in Deckung. Einige Männer aus ihrer Eskorte nutzten die Verwirrung, um aus der Nähe der Missionare zu verschwinden, die ihnen plötzlich völlig gleichgültig waren.

»Hol sie sofort zurück!« Hilflos kreischte Dora Quentin in den Wind hinaus. »Farley, wir sind verloren, wenn sie uns verlassen. Tu doch etwas!«

»Beruhige dich, Liebes. Ich kann nichts tun, wenn sie beim ersten Schuss davonrennen wie die Karnickel. Man kann sich auf Eingeborene eben nicht verlassen.«

»Warum hast du sie denn dann schon bezahlt?« Dora hätte sicher etwas unternommen, wenn ihr geschwächter Zustand es gestattet hätte. Auch die Aussicht auf ein nahes Jenseits konnte sie nicht über einen Tod im Jainta-Pass hinwegtrösten. »Ich habe doch gesagt, wir hätten ihnen nichts bezahlen sollen, bevor sie sich nicht bewährt haben.«

»Lass uns beten.« Quentin kniete nieder, seine Hände umklammerten die Bibel. Angela konnte Felicitys Gefühle ihm gegenüber plötzlich sehr gut verstehen. »Komm, mein Kind, knie dich zu mir und bete. Gott wird uns helfen.«

Angela kniete sich tatsächlich hin. Allerdings faltete sie ihre Hände nicht zum Gebet, sondern zückte eine Elefanten-Büchse, Kaliber 12, die sie in Delhi gekauft hatte. Sie legte ruhig und sorgfältig an.

Hoch auf seinem Felsen lachte Garabanda zufrieden. Seine unregelmäßig stehenden, verfärbten Zähne ließen seinen grinsenden Mund wie das Maul eines blutrünstigen Haifischs erscheinen. Wenigstens ein Mensch da unten hatte Mut. Ihm gefiel es, dass es ausgerechnet die Frau mit dem rotblonden Haar war. »Schießt nicht auf die Frauen, bringt nur die Männer um!«, befahl er unbarmherzig.

## Kapitel 2

### 1

Mandalay vibrierte hinter den roten Backsteinmauern. Ziegeldächer und Türme schienen sich im goldenen Glanz zu krümmen. Burmas Sonne brannte auf die weißen Pagoden herunter und verschmolz sie zu Perlmutter. Selbst der Irrawaddy schlängelte sich langsamer durch die flirrende Ebene. Kein Luftzug fächelte den seidenen Schweif des königlichen Pfauenbanners: Es war die Mittagsstunde, sonst die Zeit der Ruhe.

Heute aber kochte die Stadt in einem Hitzewirbel von Geschäftigkeit. Die Planken bebten unter den Schritten der barfüßigen Mönche, die unaufhörlich über die fünf hölzernen Brücken über den breiten Wassergraben zum Palast eilten. Die Luft hier war heiß und schwer von den vielen gemurmelten Gebeten, während die Gebetsketten mit den einhundertacht Kugeln König Mindon Min den Weg auf seiner letzten Reise ebneten, der Reise zur ›Einheit mit dem Ganzen‹, dem Nirwana.

Die Soldaten des Königs in ihren rotweiß-purpurnen Uniformen sorgten dafür, dass die Palaststadt innerhalb der Stadt bestens geschützt wurde. Von ihren Wachhäuschen und Wachtürmen aus hatten sie die ganze Umgebung aufmerksam im Blick, da während dieser Tage höchste Vorsicht geboten war. Verschwörungen und Gegenverschwörungen waren an der Tagesordnung. Überall grassierten Gerüchte über Morde, Intrigen, Rebellion und Hexerei. Unmutsäußerungen, dass König Mindon Min es zu lange aufgeschoben habe, seinen Nachfolger zu benennen, wurden laut. Gerüchten zufolge hatte er den Prinzen Nyaungyan als neuen Einshemin eingesetzt, und dieser Kronprinz werde nun von den Briten in Rangun als Gefangener gehalten. Außerdem munkelte man, dass er auf seinem Weg zur Thronbesteigung in Sagaing ermordet worden sei. Dieses Gerücht wurde noch pikanter, als verbreitet wurde, der Shwe Nat von Mandalay sei mit Rubinen dafür bezahlt worden, Prinz Nyaungyan Min aus dem Weg zu räumen.

»Noch einmal, Captain de Veres-Vorne, warum haben Sie die Rubine aus dem Land geschmuggelt? Dieses Mal hätte ich aber gerne eine ehrliche Antwort.«

Matthew Sinclair vom indischen Staatsdienst schwitzte noch stärker in dieser gläsernen Grotte mit dem Gewirr von Drachenschwänzen, Chintthes, Krokodilen und Manuhithas, den Löwenmenschen. Er kam aus einer zivilisierteren Welt, und in dieser überladenen Umgebung hier fühlte er sich unwohl. Die vielen übermächtigen Eindrücke verwirrten und überforderten ihn.

»Ich habe Ihnen schon alles gesagt, was ich weiß, Madam«, sagte Nathan Vorne verärgert. »Ich bin kein Hellseher, mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Die Burmesen nannten ihn den Shwe Nat von Mandalay, den goldenen Teufel. Ihnen erschien er mehr wie ein Geist, wie irgendeine Gottheit oder ein Riese. Mit seinen